

Ach, du lieber Schüler!

Gedanken zu schlechter Lehre, Kommunikationsdefiziten und Beziehungslosigkeit in der universitären Lehrerfabrik

von Niko Morgenthau

Die Studenten von heute sind die Lehrer¹ von morgen, insofern sie nicht das Handtuch schmeißen, bevor sie in ihrem Beruf angekommen sind. Diese simple Tatsache ist dennoch nicht der Maßstab, mit dem Lehramtsstudierende behandelt werden. Sie müssen vielmehr ein System von Leistungsdruck, Unpersönlichkeit und bürokratischen Hürden durchlaufen, ehe sie im Examen unter Beweis zu stellen haben, ob sie in der Lage sind, das staatlich verordnete Maß an Leidensdruck auszuhalten. Dabei ist in der Erziehungswissenschaft bekannt, dass sich eigene Schulerfahrungen auf den späteren Unterrichtsstil auswirken. Weniger geläufig ist allerdings die Fragestellung, in wieweit Erfahrungen an der Hochschule, Erlebnisse mit Dozenten, Studienordnungen oder ähnlichem - zusätzlich zu eigenen Schulerfahrungen - die Lehrerpersönlichkeit prägen.

Mit diesem Text möchte ich versuchen, einige Bausteine der Lehrerbildung zu reflektieren. Dabei soll es unter anderem um die Frage gehen, wo eine mögliche Ursache für die Theorieabneigung vieler Lehramtsstudierenden zu suchen ist und warum gerade in der Lehrerbildung eine Zusammenarbeit zwischen Hochschullehrern und Studierenden unmöglich erscheint. Doch der Reihe nach.

Vielleicht erinnern Sie sich nach den bisherigen Stichworten an Dozenten aus ihrer eigenen Ausbildung, an bestimmte Vorbilder oder einfach nur an den Geschmack von Freiheit, der Ihnen in den Sinn kommt, wenn Sie an Universität denken. Möglicherweise hatten Sie auch einmal das Gefühl, mit Gedanken die Welt verändern zu können. Fragt man ältere Bekannte nach deren Studium, hört man schnell Sätze wie diesen: „Das war eigentlich die schönste Zeit in meinem Leben. Soviel Freiheit hatte ich danach nie wieder.“

Die heutige Studienwirklichkeit sieht anders aus

Studiert wird mittlerweile nach aufeinander aufbauenden Modulen, die streng reglementiert sind. Hier gilt es, Punkte zu sammeln und im Zeitplan zu bleiben. Freiheit, zum Beispiel Veranstaltungen an der Hochschule nach Interesse zu wählen, bleibt dabei wenig. Jedes Seminar, jede Vorlesung ist Pflicht – Anwesenheit inklusive. Das macht nicht selten 30 und mehr Wochenstunden, die in der Uni „abgesessen“ werden müssen, plus etwa das gleiche Zeitpensum, um die Veranstaltungen vor- und nachzubereiten. Am Ende des Semesters stehen dann häufig sechs oder sieben Klausuren vor der Tür, für die es zu lernen gilt. „Die Prinzipien der Wissenschaftlichkeit (fragende, kritische Haltung, Problem- und Methodenbewusstsein, Strukturierungsfähigkeit, Selbstständigkeit) [...] wurden durch workload ersetzt – also durch das Arbeitspensum zum Erwerb von Kreditpunkten“ (Lieb 2009, S. 90). Entsprechend „klinken“ sich viele Studierende in der Prüfungszeit regelrecht aus, um

¹ Im Text wird der Einfachheit stets die männliche Form der Anrede gewählt. Selbstredend sind damit immer beide Geschlechter gemeint.

voll und ganz der auferlegten Pflichterfüllung nachzukommen. Aufgrund meiner eigenen Erfahrung aus Gesprächen mit Studierenden weiß ich, wie häufig die Frage gestellt wird, ob denn durch dieses System wirklich bessere Lehrer ausgebildet werden. Dabei steckt in dieser Frage viel Sarkasmus, manchmal eine Portion Galgenhumor, meist aber viel Unsicherheit und Angst vor dem, was auf Studienanfänger in den nächsten Jahren zukommen wird.

Parallel zu dieser Entwicklung lässt sich beobachten, dass Studierende unpolitischer werden und gesellschaftliches Engagement reduziert wird. „Das Zeitbudget [...] lässt oft wenig Spielraum für außerfachliche, politische oder kulturelle Aktivität“ (Kiel 2009, S. 22) schreibt die Stellvertretende GEW Vorsitzende aus Niedersachsen. Tatsächlich hört man von vielen Studierenden klare Worte, wenn man sie nach ihrem außeruniversitären Engagement fragt: „Kannst du mir bitte verraten, wann ich das machen soll?“

Was wird in den nächsten Jahren auf Studienanfänger zukommen?

Nun aber zurück zu dem Gedanken, wie das Leben und Lernen im heutigen Hochschulbetrieb funktioniert und wie sich dies auf zukünftige Lehrkräfte auswirken könnte. Es gilt schließlich, nicht nur das System um das Bachelor – Master – Affentheater zu kritisieren, sondern auch hinter den Kulissen nach Ursachen und Stellschrauben Ausschau zu halten, die tatsächlich beeinflusst werden können.

Kopf trifft Buch



©Foto: Rainer Sturm/www.pixelio.de

Von Lehrkräften wird erwartet, dass sie ihre Schüler „dort abholen, wo sie stehen“. Entsprechend aufbereitet sollen selbst komplexe Unterrichtsgegenstände in den Erfahrungshorizont der Schüler

gebracht werden. Diesen Prozess nennt man didaktisches und methodisches Aufbereiten. Dabei ist die Erkenntnis weit verbreitet, dass die Art und Weise, wie etwas vermittelt wird, stark damit zusammenhängt, wie viel letztendlich verstanden wird. Im universitären Betrieb gelten diese Gesetze

Viele Hochschullehrer erwarten ausgeklügelte Referate, ...

Botschaft, die hier zwischen den Zeilen schwer zu überhören ist, soll an anderer Stelle aufgegriffen werden. Tatsache ist, dass viele Hochschullehrer von ihren Studenten didaktisch und methodisch ausgeklügelte Referate und Lehrversuche erwarten, selbst aber nicht in der Lage sind, eine Folie zu verwenden oder sich in ihrer Ausdrucksweise zumindest in Maßen denen anzupassen, die etwas lernen sollen.

nicht – zumindest nicht für dortige Verantwortliche. So hörte ich gleich im ersten Semester den vor Niveau strotzenden Satz: „Wenn ein Kopf und ein Buch aufeinander treffen und der Kopf das Buch nicht versteht, muss das nicht unbedingt am Buch liegen.“ Die

Jeder Fachbereich ist der wichtigste

Darüber hinaus ist und bleibt man sich in vielen Fällen an der Universität fremd. Warum das der Fall ist, soll folgende Szene verdeutlichen. Der Professor eines Fachbereichs beginnt seine Veranstaltung damit, dass er klar formuliert, was er von den Teilnehmern erwartet. Sie müssen ein Referat halten, dieses zu einer schriftlichen Arbeit ausformulieren und zusätzlich jede Sitzung etwa 30 Seiten Begleitliteratur lesen und Fragen dazu beantworten. Die Studierenden – zu Recht geschockt – fragen sich, wie dieses Arbeitspensum zu bewältigen ist. „Der spinnt doch“ geht es dabei vielen durch den Kopf. „Ist dem denn nicht klar, dass wir noch zwölf andere Lehrveranstaltungen haben?“

...sind aber nicht in der Lage eine Folie zu verwenden.

Egal, ob es ihm nun bewusst ist oder nicht, es spielt für ihn keine Rolle. Sein Fachbereich ist der wichtigste im ganzen Studium und hier muss eben „Aufwand“ einkalkuliert werden. Entsprechend hängen die Fahnen der Studierenden bereits nach der ersten Semesterwoche auf Halbmast, da die meisten Dozenten eine solche Erwartungshaltung an den Tag legen. Ihnen gelingt es nicht, die Perspektive zu wechseln und das Zusammensein

Die Fahnen der Studierenden hängen auf Halbmast

einmal durch die Augen des anderen, hier die der Studenten, zu sehen. Es ist also wieder eine der Kompetenzen, die jeder angehenden Lehrkraft gepredigt werden – die Fähigkeit, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen. Bedenkt man den Altersunterschied zwischen Dozenten und Studierenden, wird ein solches „sich in den Anderen Eindenken“ zusätzlich erschwert. Jeder Lehrer über 40 weiß schließlich – so könnte man als Zyniker behaupten –, dass er seine Schüler ohnehin nur noch aus der Shell-Studie kennt. Leider habe ich an der Uni allzuoft genau diesen Eindruck.

einmal durch die Augen des anderen, hier die der Studenten, zu sehen. Es ist also wieder eine der Kompetenzen, die jeder angehenden

Ein anderes Problemfeld: Der ideale Student will, was er soll.

Er hat keine eigenen Erwartungen, Wünsche oder Ziele. Im Gegenteil begibt er sich vertrauensvoll in die Hände kompetenter Wissenschaftler, die ihn über acht Semester formen mögen. Glücklicher-

weise gibt es diesen Typus nur sehr selten. Vielmehr wissen die Lernenden im Bildungsbetrieb sehr genau, was sie erwarten und wie sie sich gute Lehre vorstellen. Sie wünschen sich, dass Dozenten auf sie eingehen, dass Seminare ansprechend, lebendig und praxisnah gestaltet sind und, dass sie mit möglichst wenig Aufwand ihre Häkchen auf der großen „to-do-Liste“ namens Studium machen können.

Dozenten hingegen wünschen sich fleißige Teilnehmer, reges Interesse und fachlich anspruchsvollen Austausch. Kurz: Studierende sollen eben mit vollem Elan bei der Sache sein. Erinnert Sie ein solches Szenario nicht auch an ihre eigene Schulzeit? Der Konflikt ist vorprogrammiert, wird aber im Gegensatz zur Schule still „ausgesessen“ und nicht selten in der Mensa unter Kommilitonen ausdiskutiert. Die Betroffenen des anderen Lagers erfahren häufig nichts von solchen Gesprächen. Sie wägen sich wenn nicht in Sicherheit, dann zumindest in Ruhe.

Dozenten wünschen sich fleißige Teilnehmer

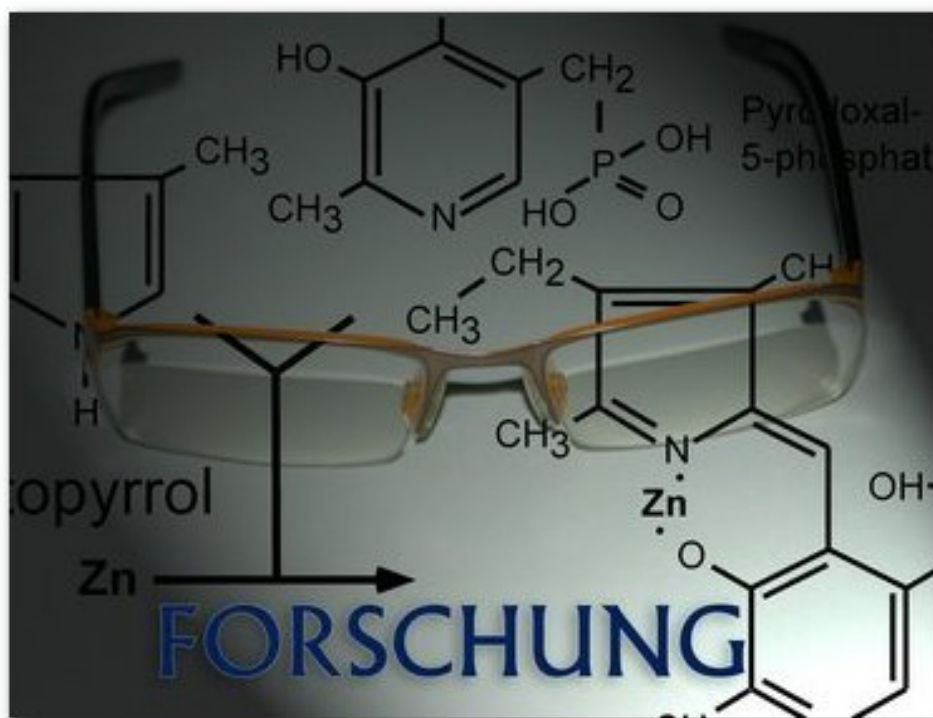
Im humboldtschen Ideal wurde Bildung einst als „Anregung aller Kräfte“ verstanden, die „zu einer sich selbst bestimmenden Individualität oder Persönlichkeit führen, die in ihrer Idealität und Einzigartigkeit die Menschheit bereichere“ (zit. nach von Hentig 2007, S. 38). Lehre sollte dem Studenten derart zuteil werden, dass er an der Forschung der Professoren beteiligt werde, um von deren Erkenntnissen zu profitieren. Heute hingegen interessieren sich – grob geschätzt – fünf Prozent



©Foto: Karl-Heinz Liebisch/www.pixelio.de

für die Forschungsarbeit ihrer Notengeber. Der größte Teil der Lehramtsstudenten weiß gar nichts um die thematischen Schwerpunkte der Lehrstühle, an denen sie ein- und ausgehen. Die meisten von ihnen würden vermutlich fragen: „Wozu auch?“

Selbst die jüngeren unter den Studierenden wissen, dass das Bild von Schule, das an der Uni vermittelt wird, meist wenig, manchmal wirklich nichts mit der Realität zu tun hat. Ja, und falls doch ein Zusammenhang erkennbar ist, dann merken sie spätestens bei genauerem Hinsehen, dass in den Lehrveranstaltungen zumindest andere Prioritäten gesetzt werden. Jeder Studierende weiß, dass für ihn häufig anderes wichtig wäre, als es für Dozenten wichtig ist. Sich auf einen Kompromiss zu verständigen, scheitert – wie beschrieben – an mangelnder Fähigkeit, sich in die Lebenswelt des anderen „einzudenken“ und sich darüber auszutauschen.



©Foto: Thomas Kölsch/www.pixelio.de

Hochschullehrer müssten, sofern sie die meist noch halbstarke(n) Erwachsenen vor sich erreichen wollen, bei eben denen ansetzen. Den Schüler also dort abholen, wo er steht. Das hat natürlich wenig mit Forschungsergebnissen, wissenschaftlichen Theorien oder „so und so Studien“ zu tun, sondern mit wesentlich elementareren Dingen. Zum Beispiel mit den eigenen Erfahrungen von Schule. Oder mit Vorurteilen, die sie alle mit in die Seminare schleppen. Oder mit all den anderen Wünschen, Sorgen und Bedürfnissen von jungen Leuten, die sich für einen Beruf entschieden haben. Wenn man sie nach diesen Dingen ehrlich interessiert fragt, sprudelt es meistens aus ihnen heraus.

Der methodisch-didaktisch geschulte Hochschullehrer

Um Studierende in dieser Hinsicht zu erreichen, bedarf es methodisch und didaktisch geschulten Hochschullehrern, womit wir beim nächsten Punkt angelangt sind. Lehren dürfen in der universitär-

en Bildung diejenigen, die sich in der Forschung verdient gemacht haben. Abgesehen davon, dass die lehrende Tätigkeit von vielen als nervig empfunden wird, sind wiederum viele überhaupt nicht dazu ausgebildet, „Unterricht“ zu halten, ja waren nicht einmal selbst als Lehrkraft in einer Schule tätig. Entsprechend sind nicht wenige Lehrveranstaltungen didaktisch und methodisch schlecht. Die Botschaft, die ein Lehramtsstudent dabei empfängt, könnte etwa wie folgt lauten: „Am Anfang muss ich mir noch Mühe geben, doch wenn ich erstmal eine gewisse Position erreicht habe, kann ich machen, was ich will“. Tatsächlich läuft es im Hochschulbetrieb nicht anders, als sonst auch. Wer was werden will, muss nach oben buckeln. Wer bereits etwas ist, kann Aufgaben nach unten delegieren.

„Ja merken die Hochschullehrer denn nicht, dass ihnen so wenig zugehört wird?“

Und ob! Ihnen ist durchaus bewusst, dass sie die meisten Studenten lediglich durch Prüfungszwang und Notendruck erreichen, die wenigsten wirklich über Interesse. Ihre Analyse läuft allerdings ins

... als ich damals studiert habe!

Leere. Nicht, weil sie nicht intelligent genug wären, sondern vielmehr, weil bereits beim Ansatz daneben gegriffen wird. Hier wird nicht nach dem Student oder der Studentin gefragt, die sich nicht interessiert, sondern danach, warum sie sich

nicht für *den Inhalt* begeistern können. Vor allem – so muss der Satz in Gedanken fortgeführt werden –, weil gerade diese Inhalte doch wirklich spannend sind. So spannend, dass ich (als Hochschullehrer) mich tagein, tagaus damit befassen kann.

Die Antworten wirken dann ebenso hilflos, wie die von Lehrkräften, die ihre Schüler nicht mehr erreichen. „Die sind eben so“, „die Studenten von heute...“, „die haben einfach keine Disziplin...“ oder „als ich damals studiert habe...“. Entsprechend versagt deren Analyse, weil sie das eigentliche Problem gar nicht trifft. Ihre Überlegungen setzen nicht bei dem- oder derjenigen an, der aus einer Entscheidung heraus so oder eben anders handelt, sondern schlicht beim „Fehlverhalten“. Die Konsequenz, die aus dieser peinlichen Lage gezogen wird, hat zwei Gesichter:

- Entweder werden die Zügel nach dem Motto „die werden es schon noch lernen“ angezogen oder Dozenten und Studierende rufen nach „mehr Praxis“. Im ersten Fall werden die Anwesenheitskontrollen verschärft, die Prüfungen schwerer konzipiert oder die Hausarbeiten umfangreicher verlangt. „Das tut dem ein oder anderen gut“ habe ich einen Pädagogik Professor mal sagen hören. Ich will bezweifeln, ob er damit mehr Motivation stiftet, doch, wie auch an Schulen, gibt es Professoren, die eben „ein harter Hund“ sein wollen.

... die haben einfach keine Disziplin!

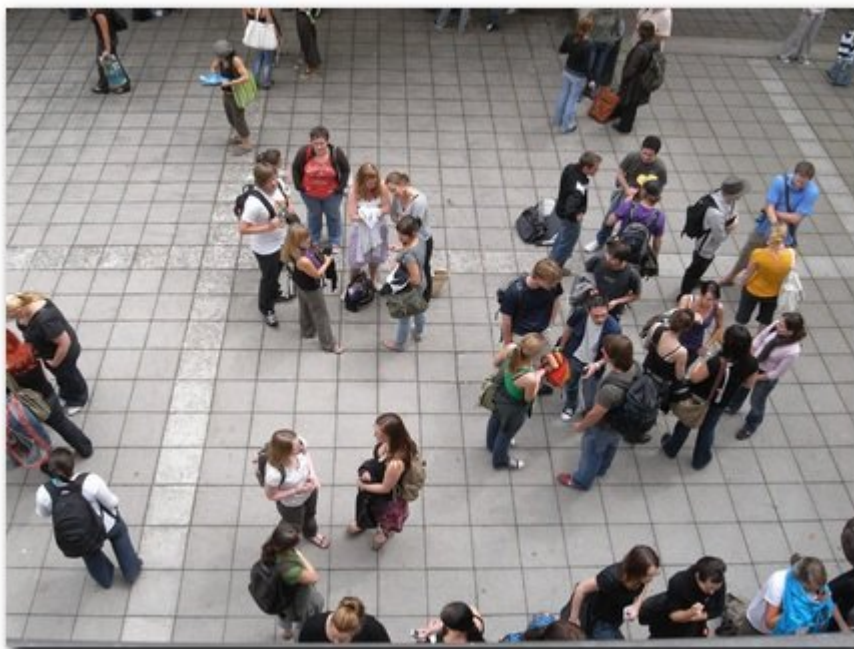
- Im zweiten Fall kommt es zu einer scheinbaren Annäherung an das Gegenüber. Beide Seiten rufen nach mehr Praxis, nach handlungsorientierteren Seminaren und nach „verwertbarem“ Wissen. Dozenten versuchen damit, sich auf die Meute junger Menschen einzustellen, indem sie interpretieren, was wichtig für sie sein müsste. Auch Studenten fordern „mehr Praxis“ in der universitären Ausbildung (und übrigens auch Lehrkräfte, die bereits im Dienst sind). Beide Seiten haben jedoch zweifelhafte Motive:

Studierende wollen als Mensch respektiert werden

Von Seiten der Hochschullehrer reagiert man auf die Tatsache, mit grauer Theorie keine Maus mehr hinter dem Ofen hervorlocken zu können, indem man sich bemüht, Theorie und Praxis zu verknüpfen und universitäre Bildung so auch für die erträglich zu machen, die sich eigentlich nicht dafür interessieren. Soweit so gut. Doch liegt diesem Gedanken der Trugschluss zugrunde, dass Studierende kein Interesse an Theorie aufbringen können. Diese haben – mal mehr, mal weniger – sehr wohl ein *Bedürfnis* nach Theorie. Ihnen geht es mehr um die Art und Weise der Vermittlung. Sie wollen

Es ist ein Trugschluss, dass die Studierenden kein Interesse an Theorie haben.

gehört, wahrgenommen und als Mensch respektiert werden. Sie wollen das Gefühl loswerden, als „Nummer“ in diesem Semester „durchgeschleust“ zu werden. Herrscht eine solche Atmosphäre **und** ist die Lehrveranstaltung dann auch noch methodisch und didaktisch an gewissen Standards orientiert, wird sich kein Student über Theorie beschweren. Vielen wird der Zugang zu Theorie zerstört, indem man sie durch langweilige Veranstaltungen in menschlich fraglicher und undemokratischer Atmosphäre davon regelrecht abschreckt. Was folgt, ist der Ruf nach mehr Praxis. Er meint dabei aber eher die Forderung nach anderen Arbeitsbedingungen als den Verzicht auf Gedankengebäude und Ansätze, die Phänomene der Welt und des Lebens zu verstehen. Oder anders formuliert: Der Ruf nach „mehr Praxis“ artikuliert ein Bedürfnis, das von Professoren missverstanden wird.



©Foto: Sebastian Bernhard/ www.pixelio.de

Zudem noch ein anderer Gedanke:

Wer Schüler begeistern will, der muss auch ein Vorbild sein.

Studierende werden häufig respektlos und herablassend behandelt. Sie sind mit ihren ewigen Fragen, dem Zuspätkommen und dem desinteressierten Gesichtsausdruck eher lästig. Man lässt sie

wenig mitreden, weil davon ausgegangen wird, dass man es selbst ohnehin besser macht bzw. weiß. Dozenten in der Lehrerbildung sind keine Vorbilder und können es auch nicht sein, obwohl sie den Anspruch darauf erheben. Warum sie keine sind, geht aus den vergangenen Absätzen hervor. Warum sie keine sein können, möchte ich kurz erläutern. Es ist aus studentischer Perspektive meist nicht erstrebenswert, in die Position eines Dozenten zu gelangen, da man schließlich Lehrer werden möchte. Deren Lebenswirklichkeit und Lebensweise ist für den „normalen“ Auszubildenden nicht nachvollziehbar. Vielmehr geistern unter Studenten Gerüchte herum, weswegen der eine oder andere Lehrbeauftragte wohl nicht oder nicht mehr an einer Schule unterrichtet. Man hört dann von Alkoholproblemen, dass er mit Schülern nicht mehr klar gekommen ist oder, dass er von den Kollegen als Streber gehänselt wurde.

Trotzdem: Hochschullehrer sind auch nur Menschen

Das heißt vor allem, dass sie ähnliche Defizite haben wie die meisten anderen auch. Im Gegensatz zu vielen anderen aber sind sie in einer sehr verantwortungsvollen Position, da sie für die Ausbildung zukünftiger Generationen mitverantwortlich sind. Dem entsprechend sollten sie professionell

Ein Dozent ist fachlich hoch qualifiziert, kann aber einem Studenten nicht in die Augen sehen ...

mit ihren Schwächen umgehen und versuchen, sich stets weiterzuentwickeln. Leider findet aus meiner Erfahrung heraus dieses Entwickeln selten auf einer persönlichen

Ebene statt, sondern immer auf einer fachlichen. Das heißt zum Beispiel, dass es einem Erstsemester passieren kann, auf einen Dozenten zu treffen, der aktuell bestens informiert und hoch qualifiziert ist, bei einer einfachen Frage aber genervt reagiert und dem Studenten nicht in die Augen sehen kann. Besonders wichtig ist es mir, darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig neben der fachlichen die persönliche Entwicklung der Professoren für die Lehrerbildung wäre. Auf fachlicher Seite könnte das zum Beispiel durch Fortbildungspflicht zum Thema „Seminargestaltung“ geschehen, auf persönlicher durch Supervision oder ehrliche Feedbackkultur.

Klar, auch an der Uni muss man sich zur Decke strecken, sowohl als Dozent wie auch als Studierender. Alle Angestellten einer Universität müssen ebenso Verwaltungsrichtlinien einhalten, wie es Studierende tun müssen. Auch sie sind Opfer der neuen Studienreform und leiden unter den gegebenen/staatlich geschaffenen Bedingungen. Auch sie wünschen sich ein weniger verschultes menschlicheres System, in dem alle weniger distanziert miteinander umgehen können. Mein Aufruf aber ist und bleibt: Aus ihrer Position heraus sind sie es, die damit anfangen und mit gutem Beispiel vorangehen müssen.

Alle Beteiligten sollen einmal in den Spiegel sehen und sich fragen, wofür sie den Job machen.

„Ja, wer kann denn heute noch richtig studieren?“ In der Tat ist das eine gute Frage. Ich werde versuchen, sie folgendermaßen zu beantworten. Je stabiler Studierende in ihrem eigenen Leben stehen, je erwachsener sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung sind und je emanzipierter und reflektierter

tiert sie einer herrschenden Ordnung gegenüberstehen, desto mehr werden sie (für sich) in der Uni „rausholen“ können. Da das Angebot an Bildung schließlich vorhanden ist, hat derjenige den Vorteil auf seiner Seite, der sich zu bedienen weiß. Wie genau das geht, könnte Anhaltspunkt der gymnasialen Bildung in der Oberstufe sein, soll aber hier nicht Thema sein.

Und nun?

...Können wir gemeinsam versuchen, die Bedingungen dieses Studiensystems wieder studentenfremdlicher zu gestalten, indem wir nicht aufhören gegen Bildungsabbau und die Verschulung der Uni zu demonstrieren. Studierende gehören dazu ermutigt, sich zusammen zu schließen und für ihre Rechte einzutreten. Hochschullehrer gehören in ihrer Arbeit entlastet und dazu aufgefordert, sich über ihr Fach hinaus zu entwickeln und zu lernen, sich mit Studierenden zu verständigen. Die Lehre an der Uni muss auch methodisch und didaktisch professionalisiert werden und alle Beteiligten sollen einmal in den Spiegel sehen und sich die Frage stellen, wofür sie ihren Job eigentlich machen. So Manchem wäre dadurch geholfen. Einmal um die Ecke gedacht, wahrscheinlich sogar so manchem Schüler!



Literatur:

- Hentig, H. v. (2007): Bildung. Ein Essay. Weinheim und Basel: Beltz.
- Kiel, S. (2009): Weniger politisches Bewusstsein und Engagement. Studie zur politischen Einstellung Studierender. In: GEW (Hrsg.): E & W Niedersachsen 6-7/2009.
- Lieb, W. (2009): Humboldts Begräbnis. Zehn Jahre Bologna-Prozess. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 6/2009.

Über den Autor:

Niko Morgenthau (*1983) ist zur Zeit im Referendariat als Lehrer an einer Hauptschule und bereitet sich in diesem Schuljahr auf sein 2. Staatsexamen vor. Er unterrichtet in den Klassen 7 bis 9.